

**Zeitschrift:** Appenzeller Kalender  
**Band:** 196 (1917)  
  
**Artikel:** Das erste Bild : eine Weihnachtserinnerung  
**Autor:** Heer, J.C.  
**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-374573>

### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

**Download PDF:** 25.12.2025

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**



# Das erste Bild.

Eine Weihnachtserinnerung, von J. C. Heer.



Vor fünf Jahren waren wir in dem alten, winzigen Haus, an dem der Fluß mit leisem Gesang vorüberrauscht, drei kleine Buben: Jakob,

Heinrich und Emil, ich davon der älteste.

In der Ferne stand schon Weihnachten.

Da erreichte uns die merkwürdige Kunde, ein Mann in der Stadt, namens Peter Stephan, könne durch einen Guckkasten jedermann, der davor trete, lebensgetreu abbilden. Bald sahen wir ein Erzeugnis seiner Kunst. Unser sechzehn- oder siebzehnjähriger Onkel Johannes, Mechanikerlehrling, hatte bei dem Photographen ein Bild von sich machen lassen, und darauf fehlte nicht einmal der Anflug von Schnurrbart, der den Jüngling zierte.

Ueberrascht von der Wohlgetroffenheit des Konterfeis, erfaßte uns Jungen die Einbildung, daß es eine ganz besondere Freude für die Eltern sein müßte, wenn wir ihnen das unsere unter den Christbaum legten, alle drei auf einem Bild, und wie im Voraus der Vater, der als Monteur manchmal lange vom Haus abwesend war, sein Ergötzen daran hätte. Ueberall, wo er unter fremde Menschen hinkäme, könnte er das Bild aus der Tasche ziehen und sprechen: „Das sind meine drei Buben!“

Von unserer eigenen Wichtigkeit und derjenigen unseres Weihnachtsplanes überzeugt, berieten wir die schwere Frage: „Woher die Mittel für das Bild?“ Wenn wir unser Geheimnis bewahren wollten, mußten wir das Geld selber verdienen. Und ich fand den Weg.

Es war noch die Zeit der Dellämpchen wie damals, da noch die klugen und törichten Jungfrauen der Bibel über die Erde wandelten. In unserer Nachbarschaft verdiente eine halbblinde Frau Susanna Keller ihr Brot damit, daß sie auf einem durchhöhlten Kork oder einer Fadenspuhle, der vier Messingnadeln aufgesteckt waren, Dochte für die

Lampen wob. Wir wurden gegen die Alte, die uns wohl leiden mochte, zutraulich, schauten ihr das Geheimnis ab, wie man auf die Stecknadeln Maschen aufschlägt, die gestricke Schnur durch die Spulen zieht, und entfaltet uns nun, ohne ihr unsern Plan zu verraten, in aller Heimlichkeit selber als Dochtenweber. Da ich aber nicht die geschickten Hände meiner Brüder besaß, so trafen wir die Arbeitsteilung, daß sie strickten und ich den Vertrieb der fertigen, schier fußlangen Dochte besorgte, alles unter der feierlichen Abrede, daß die andern denjenigen, durch dessen Schuld etwa das Geheimnis verraten würde, dafür windelweich schlagen würden. In der Tat merkte die Mutter, die sonst scharfe Augen und feine Ohren für das Treiben ihrer Buben besaß, nichts von unserem Gewerbe.

Wieviel Versteckenspiel war aber dazu erforderlich! Denn das Sichphotographierenlassen war damals noch eine teure Sache; um die Kosten aufzubringen, waren vierhundert Dochte notwendig. Viele strickten wir in den Weidenstauden am Fluß versteckt; als das Wetter kälter wurde, auf dem Heustock der Großeltern, die meistens aber nachts in der Kammer hinter der Küche. Da hatten wir unser Lager gemeinsam in einem breiten Bett, das wegen seiner Größe den Familiennamen das „Dampfschiff“ führte. Unter der Decke, die wir mit Stäben stützten, befand sich die Werkstatt. Trat die Mutter nach dem ersten Gutenacht doch noch einmal in die Kammer, flugs war das Licht ausgelöscht, lagen die Stäbe umgestoßen unter der Decke, wie Dachse in ihren Höhlen schliefen die drei Bengel. Nachher aber ging's wieder an die Arbeit, auf die sich meine Brüder sogar im Dunkeln verstanden. Meine Aufgabe war dabei, ihnen flüsternd Geschichten zu erzählen, damit sie nicht einschliefen, aber entweder waren die Geschichten nicht fesselnd genug, oder ich erzählte schlecht, denn bald begann der Bruder zur Rechten, bald der zur Linken im Aufrechtstehen wie ein Perpendikel zu schwanken. Unbarmherzig gab's einen Rippenstoß. „Schaffen müssen wir, sonst können wir die Photographie nicht machen lassen!“ Erst um Mitternacht hörten die Mäuden auf mit Dochtenziehen.

Wir aber brachten der Vertriebsarbeit auch manches Kreuz, obgleich wir den Preis sehr billig angesetzt hatten, auf einen Rappen das Stück. Für meine Bekannten, die mich sonst stets hatten in den Tag hineinleben sehen, war es etwas Sonderbares, daß ich nun auf einmal auf Erwerb ausging. Die Mädchen der Nachbarschaft beleidigten mich mit dem Spottruf „Joggeli, der tochtige Dochtenfrämer“. Die Verwandtschaft betrachtete unsere Industrie ebenfalls mit kopfschüttelnder Neugier und brachten ihr nicht die Kauflust entgegen, auf die wir gerechnet hatten. Diejenigen, denen wir im heimlichen fünfzig Dochten zugebracht hatten,



nahmen uns nur zwanzig, diejenigen, die zwanzig hätten kaufen sollen, nur zehn oder fünf ab. Dazu die neugierigen Fragen, was unser Handel bedeuten solle. Ja, wenn ich es verraten hätte, vielleicht wäre da und dort ein Zwanziger mehr abgefallen, der Reiz des Geheimnisses aber auch dahin gewesen.

Nun hatte ich den Kreis erschöpft und noch nicht viel mehr als die Hälfte des nötigen Betrages beisammen. Ich dehnte meine Krämergänge auch auf Dorfsteile aus, deren Bewohner ich weniger gut kannte, und sah im Eifer die scheelen Blicke nicht, denen ich begegnete, nur die Fünfer, die etwa fielen. Da sagte mir aber

eine Frau, von der ich daheim stets mit großer Achtung hatte sprechen hören, freimütig ins Gesicht, was wohl alle dachten, denen ich meine Brennschnüre antrug: „Du schleckst gewiß heimlich, Toggeli! Wenn du eine rechte Sache hättest, so würde dir deine Mutter dafür das nötige Geld schon geben. Es ist auch nicht schön von dir, daß du deiner alten Nachbarin, der armen Susanna Keller, die von ihren paar Döchten leben muß, das Brot schmälerst. Ich bin sicher, du hast ihr das Spulenstricken abgeschaut!“ —

Da schlich sich das Hausiererlein wie mit Ruten gezüchtigt von der Frau hinweg. Am tiefsten brannte ihn der gerechte Vorwurf, daß er und die Brüder eigentlich einen Diebstahl an der gutmütigen Nachbarin begangen hätten und sie an dem schädigten, was sie zum Leben bedurfte. So sehr schämte ich mich, daß ich im Heimatdorf mit meiner Ware nie wieder in ein Haus trat. Dafür wandte ich mich in ein Nachbardorf, das, von lauter Bauern bewohnt, hoch über uns hinter einem Walde gelegen war. Dorthin ging die Susanna Keller wegen ihres bösen Reines nicht, niemand kannte mich dort, und wahrscheinlich fielen die Bauern vor Verwunderung schier um, wenn sie unsere kunstvollen Döchte sehen. Ich hatte schon ein halb Duzend Häuser ohne sonderlichen Erfolg abgesehen, da kam ich zu einer Bäuerin, die ihre laubernen Augen wohlwollend über den kleinen Krämer gleiten ließ. Im Augenblick kaufte sie mir zwanzig Schnüre ab. Ich war schon wieder am Gehen. Da sagte sie: „Gelt, ich hab's erraten, du gehörst doch dem Monteur Stöffli, ich erkenn' dich am Model.“ Nun war ich wieder der Ertrappte. Sie aber fuhr fort: „Deinem Vater einen schönen Gruß. Er und ich haben uns einmal gern gesehen und daran,

daß wir nicht zusammengekommen sind, ist keines von uns schuld.“ Sie war nun sehr lieb gegen mich, schenkte mir zu meinem heimlichen Verdruss, ohne das Geld wieder anzunehmen, die Döchten zurück und stopfte mir die Taschen voll Äpfel. Ich aber ging todunglücklich aus dem Haus. Welche Schande für meinen Vater, daß er, bevor er die Mutter fand, eine andere gern gesehen hatte, welche Schande für mich, wenn sich die Frau nun vielleicht einbildete, meine Eltern hätten meinen Döchtenhandel nötig. Und nie, nie würde ich den Gruß bestellen.

Dennoch wagte ich in diesem Dorf noch einmal einen schwachen Versuch, meine Ware anzubringen, doch nur deswegen, weil ich die Frau, der mein Antrag galt, auf der Haustreppe stehen sah. Mit wohlgesinntem Gesicht hörte sie meinen Handelsvorschlag an, da trat aber der Mann, ein derber Bauer, hervor, stellte sich wichtig vor mich hin und versetzte härbeißig, aber mit verhaltenem Spaß: „Du Bub, ich bin der Gemeindevorsteher. Wo hast du deinen Hausierschein? Du hast keinen? Da muß ich halt dem Büttel rufen, daß er dich hinter die genagelte Türe steckt.“ Die Angst vor der Polizei und die Furcht, der Vater könnte von der Einsperrung seines Aeltesten erfahren, machten mich erzittern. Das Ehepaar belustigte sich daran,

die Bäuerin sagte lachend: „Schnell, Bublein, lauf!“ und deutete gegen den Wald hinab.

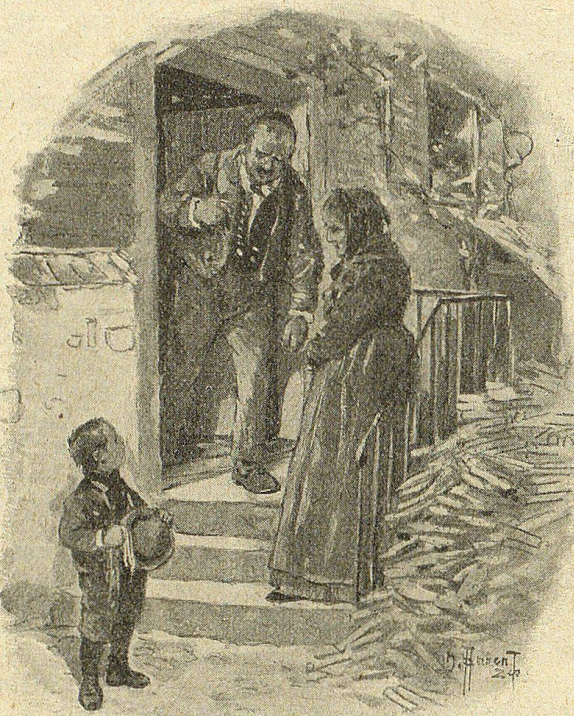
Ich benützte die Erlaubnis augenblicklich, lief ohne Pfad, kam mit Dornfzigen im Gesicht durch die Dämmerung heim, erzählte den Brüdern im Bette meine wunderlichen Erlebnisse, und schloß: „In meinem Leben verkaufe ich keine Lampendöchten mehr!“

„Und wir haben noch so viele,“ seufzte Heinrich.

Wir machten nun Rassensturz und siehe da, an die Kosten für die geplante Bildaufnahme fehlte nur noch ein Franken. „Das ist einfach,“ beriet ich die Brüder, „wir versprechen dem Photographen, daß wir den Rest nach Neujahr bezahlen werden, über die Festzeit erhält doch jeder einiges Geld geschenkt.“

„Wenn es aber Peter Stephan nicht glaubt?“ warf Emil ein.

„Wir müssen eben alle drei vor ihm ehrliche und unschuldige Gesichter zeigen.“





Damit war der eine Schmerz erledigt, die Brüder froh, daß die nächtliche Schlaftrunkene Strickerei ein Ende gefunden hatte, aber die schwere Frage blieb noch: „Wie alle drei mitkommen sonntäglich in die Stadt gelangen, ohne daß die Mutter Verdacht schöpfe?“

Wir hatten dort bloß eine Verwandte, die hieß bei jedermann in der Familie das „böse Anneli.“ Sie erschien uns stets wie ein verkleideter Mann, war groß, grobgliedrig, von lauter Stimme und spielte, wenn der Vater in der Fremde weilte, die mütterliche Geduld sich an uns erschöpft hatte, die Rolle der Droggestalt:

„Jetzt muß das böse Anneli kommen und euch in die Schuhe stellen.“ Ihr undankbares Amt erfüllte sie mit großer Gutmütigkeit und krümmte uns nie ein Haar, aber eine geheime Scheu hatten wir vor ihren plumpen, starken Händen doch. Für diese Verwandte erfaßte uns, da wir in die Stadt zum Photographen gehen wollten, plötzlich eine mächtige Liebe, wir setzten der Mutter auseinander, daß es von uns ein Unrecht sei, das böse Anneli nie zu besuchen und wir wollen es doch vor der heiligen Weihnacht noch tun. „Ihr wollt euch bloß die Läden ansehen,“ lachte die Mutter, „aber da ihr mir auf Umwegen kommt, müßt ihr wirklich beim bösen Anneli vorbei!“ Um der Base keinen Anstoß zu einem schiefen Urteil zu geben, zog sie uns die schönen Gewändlein an, auf die in mändrischem Spiel grüne Schnüre aufgenäht waren, gab uns, damit wir den Besuch nicht schwänzen könnten, einen Brief an Anneli: „Also los, ihr drei!“

Die Straße führte durch eine lange Pappelallee und die Stadt erfüllte die Knabenherzen mit Freude und Grauen. Die Gassen und Tore waren ungemein malerisch, die Tore besonders mit ihren bunten Wappenhaltern und Kriegsschildereien. Sie beschäftigten die Einbildungskraft um so stärker, als wir noch nichts davon verstanden. Das Wunderbarste aber war für uns stets die Schlangenhöhle. Auf ihrer Mauer war der wilde Mann abgebildet. Nur mit einem Eichenkranz um die Stirn und einem noch größern um die gewaltigen Hüften bekleidet, und mit einem ausgerissenen Baum bewehrt, zertrat er einen Knäuel emporzischender Schlangen mit mächtigen Füßen. Herrgott, wenn der Wilde einmal lebendig würde, etwa im Abendgrauen, und hinunter auf die Straße stiege, es wäre doch kein Spaß.

Das böse Anneli war verwundert und erfreut, daß die Buben einmal zu ihr kamen, und strich uns die Butter dick auf die Brote. Da erwog ich, ob es nicht klüger wäre, ihr die nagende Frage wegen des mangelnden Frankens anzuvertrauen, als sich mit den unzureichenden Mitteln aufs Geratewohl zu dem Bilderkünstler zu begeben, den wir nicht kannten. Die Brüder erbeigten, als ich der doch stets mit Mißtrauen betrachteten Verwandten unser Geheimnis verriet, sie aber war davon so gerührt, daß sie uns nicht nur den Franken schenkte, sondern auch den großen, schwarzleidenen

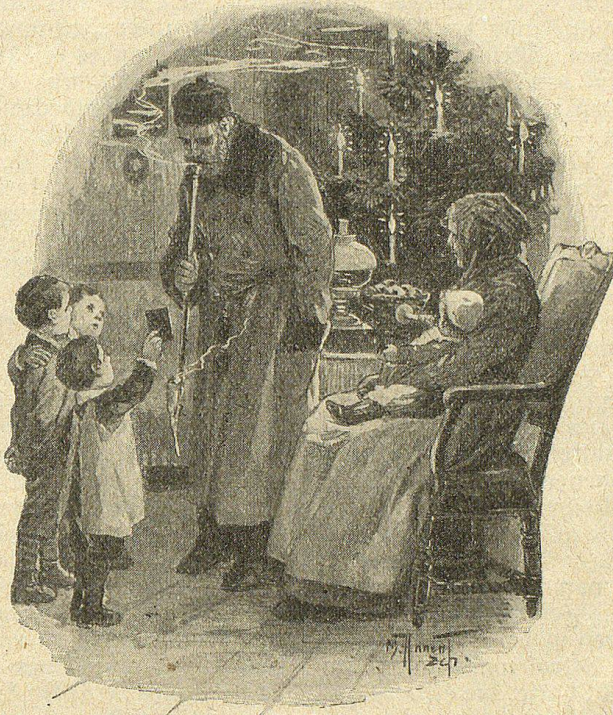
Krinolinenrock anzog und uns selber zu Peter Stephan führte. Die erleichterten jungen Seelen aber begriffen nicht mehr, warum man die freundliche Base das „böse Anneli“ nannte.

Beim Photographen ging es, wie es geht. Der mit einem schwarzen Tuch verhängte Kasten auf drei Holzbeinen erweckte Mißtrauen, aber der gemütliche Peter Stephan wußte, wie man zaghaften Landknaben Mut einflößt. Als er uns vor einer Leinwand hinreichte, auf der eine Stadt am Meer mit Palmen abgebildet war, und eine hölzerne Balustrade vor uns hinstellte, flüsterte Heinrich: „Donnerwetter, das wird nobel!“ Emil aber seufzte: „Zu nobel, wir vermögen das Bild gewiß nicht!“ Indessen stand der Photograph vergnüg-

lich am Apparat, hantierte und rief: „So jetzt ihr Buben, bitte recht freundlich!“ In diesem Augenblicke aber fiel mir ein: Nein, ein so wichtiges Bild muß ernst sein und, indem ich an den Gemeindeammann dachte, der mir hatte den Büttel auf den Hals schicken wollen, zwang ich mein Gesicht zum bittersten Ausdruck: „Eins — zwei — drei!“ Nach einer Weile lächelte Stephan: „So jetzt sind wir fertig, es wird ein wunderbares Bild.“

„Und es ist nicht einmal ein Kanonenschuß losgegangen,“ schrie Emil erlöst.

In einer Stunde schon konnten wir das Konterfei abholen, wohlgeraten unter Glas. Des Entzückens war kein Ende, besonders nicht, als unser Geld langte, Stephan zu bezahlen. Mit mutig gehaltenen Fäusten brachten wir das Bild an dem wilden Mann der Schlangenhöhle vorbei und machten aus, daß es einer nach dem andern abwechselnd immer drei Pappeln weit tragen dürfe. Dem Jüngsten als dem Unverdächtigsten, wurde die Ehre zuteil, es ins Haus zu schmuggeln und





in einem Obsttrog auf dem Dachboden unter den Examenheften unserer Urgroßeltern zu verstecken. Unzählige Male in den Tagen vor Weihnachten wühlten wir's hervor und betrachteten es mit unterdrücktem Jubel, doch meinten die Brüder, es sei schade, daß ich darauf ein so finsternes Gesicht mache. Ich aber bildete mir ein, es sei recht so, jedermann sehe daraus, daß ich von allen dreien der ge-  
scheiteste sei.

Meine Geheißtheit bewies ich noch am Tag vor Weihnacht. Onkel Johannes hatte zum Beweis seiner Mechanikergeschicklichkeit ein kleines, zierliches Hauseisen angefertigt, dessen Zeichen er nun in jeden Wischer und Besenstiel einbrannte. Ich kam auf den Einfall, es müßte auch der Rückseite unseres Bildes wohl anstehen. Mit dem glühend gemachten Eisen hinauf auf den Dachboden, das gewendete Bild auf den Obsttrog gelegt, handfest gedrückt, da — ein Klirren — das Schutzglas war in Stücke gegangen! Als ich die Splitter kleinlaut entfernte, kamen die Brüder dazu, in ihrem Zorn fielen sie mit ihren Fäusten über mich her, in meinem Schuldbewußtsein wehrte ich mich nicht einmal, kümmerte mich tiefverdrissen auch um das Bild nicht mehr, sie aber waren so klug, es in letzter Stunde zu einem Glaser zu bringen.

So kam es doch in gutem Zustand unter den Weihnachtsbaum.

Als wir uns ausgewiesen hatten, daß wir das Geld dafür ehrlich durch unsere lange heimliche Dochtenstrickerei verdient hatten, freuten sich auch die Eltern an dem gelungenen Bild ihres Dreiblattes und ließen unsern Weihnachtseinfall gelten.

Dennoch war es nicht die größte Überraschung des heiligen Abends, sondern diese bereitete der Vater, der in der Nähe von Basel Spinnstühle aufgestellt hatte und auf das Fest heimgekehrt war. Die Weihnachtskerzen waren niedergebrannt. Da zündete er eine große, starke Petroleumstehlampe an, die er aus Basel mitgebracht hatte, die erste in unserm Dorf. Uns war, sie erleuchtete die Stube sonnenhell und über die Festtage herrschte ein Kommen und Gehen von Nachbarn und weiteren Bekannten, die das neue, wunderbare Licht sehen wollten.

Am meisten begeisterte sich daran Johannes, der auch Gewerbeschüler war. „Jetzt ist es ein anderes Zeichnen, als bei dem elenden Öl- und Talglicht und der verfluchten Lichtpußchere. Da

kommt ihr in eine schöne Schulzeit hinein, Buben! Da ist ja das Aufgabemachen eine Lust. Jedermann wird jetzt am Abend lesen, eine Zeit der Bildung bricht unter den Menschen an, jeder wird die Gesetze kennen lernen, wissen, was Recht und Unrecht ist. Man kann die Friedensrichter abschaffen, denn die Händel entstehen doch nur aus der Dummheit der Leute. Nicht nur die Friedensrichter, sondern auch die Gerichte und der Krieg. Die Menschen werden so gebildet, daß das alles überwunden ist. Ja, Buben, wir leben durch das Steinöl in einer schönen Zeit!“

So hielt er uns schwärmend Vortrag über das neue Licht und wir lauschten ihm gläubig.

Mein guter Johannes! Weder du noch deine Brüder haben es erlebt, daß die Menschheit durch die Petroleumlampe, noch durch eine andere Erfindung und Entdeckung viel gescheiter oder viel besser geworden ist. Dafür seid ihr zu früh gestorben. Aber auch ich, noch der einzige aus dem damaligen Familienkreis, werde es nicht erleben. Doch ist manches anders geworden. Aus den Feldern der Heimat ist der ölspendende Lewat (Lein) verschwunden, dessen Blüte sie weithin übergoldete, und dort versteht kein Kind mehr das anmutige Rätsel, das du uns aufgegeben hast, und das wir spielend errieten: „Wer bin ich? — In der Jugend habe ich blaue Krönchen getragen, im Alter werd' ich mit Brittschen und Hecheln geschlagen.“ Ein-  
förmig sind unsere Fluren geworden. Es gibt keine Knaben mehr, die wegen einer Photographie wochenlang unter der Bettdecke Döchte stricken. Und ich selber bin anders geworden. Damals habe ich für das Bild die sauersten Krämergänge auf mich genommen, jetzt ist mir der Photograph ein Schrecken. So wechseln die Ideale des Lebens. Jenes Bild aber, das uns drei kleine Bengel darstellte, würde ich gern noch einmal betrachten; doch zum Nachteil des Herrn Peter Stephan, den es nicht mehr kränken kann, muß ich gestehen, daß es nicht sehr dauerhaft war, sondern mit den lachenden Brüdern und meiner finstern Wenigkeit längst erblindet ist.

Von aller Herrlichkeit, die es damals gab, ist nichts mehr übrig geblieben als der festlich leuchtende Christbaum, der auch den Alten wieder die Jugend heraufbeschwört, und die Petroleumlampe, die mir auf den Schreibtisch leuchtet.

### Usflügerheit Orniig!

Ischt ame schöne-n-Usflüchtpunkt  
Es bläht, wo eim freunt,  
So het es mi scho mängtich dunkt:  
's Isch grad as wenn's d' Büt reunt,  
Dä Blag in Ehre z'ha  
Und suber z'hinterlah.

Dä Punkt ischt huum erschtige,  
Chunt 's Fräkwärtzjüng i Gang,  
All's Blieschts blybt nachhär lige,  
Mi g'seht das Gläu no lang —  
Und schtatt em reine Gnuß  
Sei ordlig Büt Berdruß.

Läär Büchse vo Konfärve,  
Wurtschtshinti und Papier —  
Das git eim schträng uf d'Närve  
Und lüpft eim mängtich schier.  
Abgnagt Bei und Schwarte  
Si schtrib Wistecharte!

Geischt wieder z'Bärg, so dänf' de dra:  
Tue ds' Abzjüng schön uf d'Syte,  
Es git scho Gagli, wo me's cha  
(E chly absyts de Lüte),  
Güsch bischt und blybscht e . . .  
Und wärscht e Herefrau.